Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340 Omaha, Nebraska
Des Moines, Ia., Branch Office: 407—6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Nebr., Dienstag, den 2. Januar 1917.

Noch nicht genug.

Eine wirkliche Enttäuschung kann die Antwort der Ententeregierungen auf die Friedensvorschläge der Zentralmächte wohl nur für die unverwüstlichen Optimisten bilden, die so beneidenswert glücklich veranlagt sind, daß sie das Ende des blutigen Gemetzels schon in greifbarer Nähe sehen, sobald nur irgendwo an verantwortlicher Stelle das Wort Frieden ausgesprochen wird. Tatsächlich hätte es dieser Antwort kaum noch bedurft. Sie kann nur als die Erfüllung einer bloßen Formalität angesehen werden, nachdem der neue englische Premierminister bereits in seiner Rede die Hoffnungen der Friedensfreunde so gründlich zerstört hatte. Uns überrascht noch nicht einmal der freche Ton, den die Alliierten in ihrer gemeinsamen Note anschlagen. Man mag staunen über die heuchlerische Verlogenheit, von der beinahe jeder Satz der Note Zeugnis ablegt, allein eigentlich sollte man doch nachgerade wissen, was die Feinde Deutschlands auf diesem Gebiete zu leisten vermögen. Und außerdem darf man nicht verkennen, daß die alliierten Regierungen beinahe gezwungen sind, wieder zu ihrer Lieblingswaffe zu greifen und zu lügen, zu schmähen und zu verleumden, wenn sie vor der Welt und ihren eigenen kriegsmüden Völkern auch nur auf mildernde Umstände plaidieren wollen für das ungeheure Verbrechen, mit dem sie ihr ohnehin schon so umfangreiches Sündenkonto jetzt noch belasten wollen.

So erleben wir denn an der Jahreswende das ekelerregende Schauspiel, wie die Staatsmänner der Nationen, deren ganze Kriegführung eine beinahe ununterbrochene Kette von unmenschlichen und rechtswidrigen Akten war, sich auf das hohe moralische Roß setzen und nochmals vor der Welt die ermüdende Schwindelkomödie aufführen, in welcher die Baralongmörder, die Nettoyeurs, die Vergewaltiger Griechenlands und die Verwüster Ostpreußens mit all dem kleineren Kruppzeug, das sich um die englische Piratenflagge geschart hat, posieren als die Vorkämpfer der Humanität, der Gesittung und der Freiheit. Der Boden Europas hat noch nicht genug Blut getrunken. Weitere Hunderttausende von Menschen sollen abgeschlachtet werden und die neutralen Länder, welche so schwer durch den Krieg geschädigt werden, sollen sich die englische Sectyrannei noch länger gefallen lassen, weil die Alliierten in ihrer Verblendung den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen können, weil sie immer noch auf das große Wunder hoffen, das, wenn es ihnen auch nicht mehr den Sieg geben kann, doch wenigstens ihr stark ramponiertes Prestige wiederherstellen soll. Nun, wir denken, Deutschland und seine treuen Bundesgenossen werden jetzt durch die Tat beweisen, daß sie im vollen Bewußtsein ihrer unerschütterlichen Kraft sprachen, als sie erklärten, sie seien bereit zum Frieden, aber auch gerüstet, weiter zu kämpfen, wenn die Feinde es nicht anders wollten.

Der neue deutsche Staatssekretär des Auswärtigen.

Von dem neuen Leiter der auswärtigen Politik Deutschlands, dem Staatssekretär Dr. Alfred Zimmermann, entwirft A. F. Beach, der frühere Korrespondent des New York American, ein ansprechendes Bild. „Zimmermann ist ein Staatsmann im wahren Sinne des Wortes," schreibt Beach, „bei weitem mehr Staatsmann als Diplomat. Er ist gerade und offen. Er hält nichts von den glattzüngigen Methoden der alten diplomatischen Schule. Er kommt lieber offen mit der Sprache heraus. Wenn er Vertrauen zu jemand hat, so sagt er ja oder nein, und wenn er kein Vertrauen hat, so sagt er überhaupt nichts. Wenn er seiner Ueberzeugung Ausdruck geben will, so tut er das häufig in solch kräftiger Weise, daß der Tisch, an dem man mit ihm sitzt, zu krachen beginnt. Er wird jeden, den er kennt, fast immer mit einem ehrlichen, offenen Lachen begrüßen und ihn selbst zu dem bequemsten Stuhle geleiten. Er wird den Besucher durch sein freundliches, zuvorkommendes Wesen sofort in eine behagliche Stimmung versetzen. Das war der Zimmermann, den ich kennen lernte, und so war er Tag für Tag während der Wochen und Monate, als der Friede zwischen Deutschland und den Ver. Staaten auf des Messers Schneide stand. Zimmermanns Geschäftsräumlichkeiten sind gewissermaßen ein Bild seines Wesens. Seit mehr als zwanzig Jahren hat Zimmermann die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Er hat dieser Aufgabe seine Lebensarbeit gewidmet und sich bestrebt, sie zu bemeistern. Wenn man seine Office betritt, so sieht man sofort, daß dies eine Diplomatenbehausung ist, in der alles auf reelle Arbeit zugeschnitten ist. Man sieht keine großen geheimnisvollen Mahagonischränke, nichts deutet auf Mysterien und verborgene Verhandlungen hin. Ein großes, altmodisches Pult ist so plaziert, daß das Licht, das durch den prachtvollen Park flutet, über die linke Schulter des Arbeitenden fällt. Daneben steht ein hoher Tisch mit einem Erdglobus. In seine Längen- und Breitengrade sind die Linien des Arbeitenden eingezeichnet. Neben dem Globus befinden sich Papiere und Memoranda. In der Ecke befindet sich ein Bücherschrank. Hier an diesem Tisch, auf den harten, gradlinigen Stühlen und an dem altmodischen Pult werden Deutschlands auswärtige Angelegenheiten gründlich und geschickt erledigt. Und diese Arbeit beginnt schon zu einer Tageszeit, wenn die meisten Diplomaten noch nicht aufgestanden sind."

THE ALLIES' REPLY.

(Chicago Tribune.)

To America the allies' reply to Germany will appear verbose and ever obscure.

One of the greatest international communications of history, it lacks all the lucidity and beauty that characterized America's sublime effort, The Declaration of Independence.

It breathes passion, but it does not speak squarely.

A single sentence would have left its meaning unmistakable. The very length of this document qualifies its apparent meaning.

The literary shortcomings of the document are easily accounted for by the fact that it had to be written in five languages differing in construction and idiom—Russian, Italian, French, Japanese, and English.

Its final form as agreed upon by the conferees was not in English. It may have been in French, or it may have been in Russian. The literal translation resulted in clumsy English.

Clearly the note was writen for home consumption and to steel the allied peoples to further trials. It contained no opening for amicable conference with Germany. There is no trace of "It is too bad all this happened" in it. Vigorously and with repetition it indicts Germany on all the counts of international criminality. If the writers had in mind affecting German opinion, the intention was to intimidate, not to conciliate.

The note was not addressed to Americans. If that purpose had been in the minds of the framers, they would have expressed themselves in clear English, the construction in Anglo-Saxon, not Latin or Slav. Perhaps it will read better in Spanish. South America may now be more important in international affairs than North America.

The allied diplomats appear to be in accord in purpose, but to have had a hard time in getting the summary of their views on paper.

The awkward conclusion specially mentioning Belgium shows that this paragraph was written after the original note was finished. It was added to please some special interest, probably Belgian. Those who labor under the delusion that this country is seriously considered in the world may think it was directed at American public opinion.

As far as can be read from the language of the note, it means that the governments of the allies are vigorously opposed to peace or peace negotiations at this time, and they are using the answer to Germany's peace overtures to present reasons to their peoples, especially to the continental peoples, for continuing the war.

But we cannot judge finally until the note in the language it was written reaches America and is translated into clear idiomatic English by an interpreter thoroughly conversant with both tongue

Der Freiwillige Baron.

Von K. L.

Der Stammtisch zur „goldenen Forelle" in Köslin hatte noch vor einem Jahre zwanzig überaus pünktliche Teilnehmer gehabt. — Davon waren jetzt — im Spätherbst des Jahres 1915 — nur noch sechs übrig geblieben. Fünf alte ehemalige Offiziere, die die siebzig längst überschritten hatten, und ein Fünfzigjähriger, der Baron von Dreier-Hoch-Tiefburgen. Ein mehrfacher Millionär, der niemals Soldat gewesen war und nun mit Geld reichlich half, weil er es mit seinen beiden Armen nicht tun konnte. —

Seit einiger Zeit war er sehr still geworden, und eines Abends blieb sein Platz leer, und zwar ohne jede Entschuldigung.

Die vier alten Herren zerbrachen sich vergeblich die Köpfe darüber. Erst der Aelteste, der in letzter Zeit etwas unpünktlich geworden war, konnte eine Erklärung abgeben. — Nachdem er die zunehmende Atemnot besiegt hatte, erzählte die alte Exzellenz die kurze Geschichte beinahe hastig:

„Ja... wissen Sie's denn wirklich nicht, meine Herren? — Der Baron hat es endlich durchgesetzt — ist als Freiwilliger zur Garde angenommen und schon diese Nacht weg. — Mir hat er natürlich auch nicht Lebewohl gesagt, aber... ich denke mir... der Georg wird wohl etwas für uns haben. Denn er hat vorhin so verschmitzt gelächelt..."

Der hochbetagte Oberkellner hatte wirklich einen Auftrag erhalten. — Er reichte auf silbernem Teller den sorglich versiegelten Umschlag hin. Die alte Exzellenz öffnete ihn, begann vorzulesen — aber die andern sahen ihm dabei über die Schultern und lasen selbst mit:

„Leben Sie alle wohl, meine Herren! — Mich hielt es nun nach dem Letzten nicht länger! — Sie werden das verstehen! —"

So kam es, daß Baron Kunebert von Dreier-Hoch- und Tiefburgen eines Tages im Sonnenglanz den Hof der Kaserne des ... Garderegiments kehren mußte und dabei klargemacht erhielt, daß er von Rechts wegen ein durchaus unnützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei — daß man aber noch zu hoffen wage —

Auch er hoffte! —

Er hatte den ganzen Glanz seines bisherigen Lebens von sich geworfen, weil der Grimm über den Verrat von Freundestreue wie ein Wurm an seinem Lebensnerv fraß! —

Der Baron war fort. — Das „Kunebert" hatte er den Kameraden wohlweislich unterschlagen. — Mit den beiden Burgen war hier auch nichts zu machen. — Hier war er bloß der Kriegsfreiwillige Dreier. —

Und zuweilen dachte er mit stiller Trauer von sich, daß er bis jetzt auch noch nicht mal in den Augen seiner Vorgesetzten einen einzigen Dreier wert sei...

Und darin hatten sie völlig recht! Denn er stellte sich bei diesen einfachsten Hantierungen unendlich ungeschickt an. Nebenbei aber fühlte er, daß noch etwas in ihm schlummere — etwas Großes, das nur des Weckrufes bedürfe, wenn die Zeit gekommen sein würde!

Und sie kam! —

Das waren unvergeßliche Zeiten! — Weit drinnen in den Sümpfen und Urwäldern Rußlands war es.. Da kam der Tag, wo es dem Freiwilligen Dreier, der Unteroffizier wurde — wo er sich das Eiserne Kreuz holte, und wo der Oberst ihn öffentlich vor allen belobte....

Was war denn sein bisheriges Leben gegen dieses!

Er selbst bedeutete sich nichts mehr. — Er fühlte sich mit jedem einzelnen der Kameraden auf gleicher Stufe. — Nur wenn ihm der Gefreite Nitzmann heimlich sein kleines Handtuch benutzen half — das reinigte ihn noch ein wenig. — Ueberhaupt dieser Nitzmann. — Er war groß und stark und konnte auf jeder Schulter einen Kameraden tragen.

Den Unteroffizier Dreier hatte er — bis jener zu seiner Rangerhöhung kam — sogar oft verspottet. — Nun wagte er das natürlich nicht mehr öffentlich zu tun — aber in seinem Blick lag auch weiter so ein kleiner Schalk, der eine gewisse Verachtung auszudrücken schien, weil sich der Unteroffizier Dreier noch regelmäßig, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot, wusch.—

Und zuweilen ertappte sich der frühere Baron Kunebert von Dreier-Hoch- und Tiefburgen ganz ernsthaft auf dem Wunsch, dieser große, ungeschlachtete Nitzmann möchte ihm mal ein Wort voll Bewunderung sagen...

Die Garde hatte schwer in jenen Kämpfen gelitten.

Seine Majestät war dagewesen und hatte so manchem die Hand gedrückt.

Licht waren die Reihen gewesen — ein paar Tage hindurch. Dann war der Nachschub gekommen. Nun war alles wieder, als hätte es keine Verluste d

Stolz und stark — aufrecht und sieggewohnt drangen sie vor — den Feind verfolgend — unermüdlich. — Nur dem großen Zweck lebend!

Der Unteroffizier Dreier und der Gefreite Nitzmann waren bisher noch unverletzt geblieben!

Da kam der Tag von K.! — Heiß ging es um den Brückenkopf her. — Mit letzter Kraft griffen die Russen an. — Eine eilig gesammelte Uebermacht von Menschen stand der deutschen Kraft gegenüber. Wie eins zu drei trotz der gehabten schrecklichen Verluste in den früheren Kämpfen.

Und es haschte den Gefreiten Nitzmann.

Der Unteroffizier Dreier sah es wie jener, von einer Granate getroffen, hinsank. — Dicht neben ihm. Aber im Augenblick konnte er nichts für ihn tun. Nur später...

Als der Angriff endlich mit schweren, blutigen Verlusten für den Feind endgültig abgewiesen war, sank schon die Nacht.

Der Unteroffizier Dreier fühlte den linken Fuß nicht mehr. Seit Stunden hatte er bereits das Gefühl, als stünde er nur noch auf einem — dem rechten. Darum hatte er auch knieend geschossen.

Jetzt wußte er, daß er wohl sein weiteres Leben hindurch sich mit einem werde begnügen müssen. — Er sah umher — ihm schwanden die Sinne — er wußte nichts mehr von sich. — Als er wieder zu sich kam, stand im Osten ein blutroter Schein, der den neuen Tag ankündigte, und die gesunden Kameraden waren nicht mehr zu sehen. — Nur ein paar Dutzend Verwundeter lagen stöhnend umher. — Sie würden wohl, wenn die Verfolgung zu Ende gekommen, geholt und versorgt werden.

Da fiel ihm plötzlich Nitzman ein. Wo mag er liegen? Ob er sich noch an der alten Stelle befand?

Der Unteroffizier Dreier sah umher und begann nachzusinnen...

Ein paar Kilometer weiter nach hinten mußte es mit ihm geschehen sein. Wenn er doch noch beide Füße gehabt hätte. — Aber jetzt ging es doch nicht. —

Was ging nicht?

Es mußte einfach gehen! — Wäre ja noch schöner gewesen, wenn er sich nicht wenigstens alle Mühe gegeben hätte, — den verwundeten Kameraden aufzusuchen.

Es war ein schweres Stück Arbeit.

Mehr wie einmal wollte er es aufgeben. — Dachte auch, wie gerade dieser Nitzmann so gar keine Hochachtung vor seinem alten, vornehmen Geschlecht und seinen Millionen gehabt habe. — Und er mußte doch vorwärt. Es war ein eingenartig drängendes Gefühl in seiner Brust...

Und es gelang! —

Als die Sonne die neunte Morgenstunde schuf, hatte er den Kameraden gefunden.

Es war ein Brustschuß. Aber er lebte noch. Nur grausamen Durst hatte er.

Und der Unteroffizier hatte seine Feldflasche noch weit über die Hälfte mit gutem Kognak gefüllt... Daran stillte der Todwunde seinen Durst.

Und lächelte dem andern zu... Er vergaß, daß jener sein Unteroffizier war. — Sah nur den Menschen,... den Kameraden in ihm...

Und streckte ihm beide Hände hin...

„Hast mich gesucht?" Und als der andere stumm nickte — sagte er ganz laut, so, als wolle er es vor seinem Gott beschwören...

„Bist ein furchtbar anständiger Kerl, Dreier..." Das war sein größtes Lob, das er zu vergeben hatte. Dann sah er noch einmal nach der Sonne — und starb ganz friedlich und leicht.

Dem andern aber war es, als sei ihm ein Glück widerfahren, das ihm über alle Maßen köstlich und groß deuchte...

—Befehl ausgeführt. Der Herr Leutnant hatte dem Musketier Cibulka einen Brief mit folgender Instruktion übergeben: „Wenn du zu dem gnädigen Fräulein kommst, dann schlägst du die Hacken zusammen. Und dann sagst du in militärischem Ton: Schöne Empfehlung von Herrn Leutnant, und er schickt diesen Brief. — Und das merk dir, wenn du Fettflecke reinmachst in den Brief, dann holt dich der Deibel!" — Cibulka beim gnädigen Fräulein: „Empfehlung von Herrn Leutnant Und hier ist der Brief. Und wenn du Fettflecke reinmachst, Fräulein, nachher holt dir der Deibel!" —

— Abhilfe. Auf vielseitiges Klagen der Eisenbahnfahrgäste über Hin- und Herschlagen des letzten Wagens folgt vom Eisenbahn-Ministerium folgender Befehl: „Der letzte Wagen bei Personenzügen ist abzuhängen!"

—Schlimme Aussicht. Junge Frau: „Weißt du, Männchen, ich werde anfangen zu sparen. Ich will der Köchin kündigen." — Ehemann „Um Gotteswillen! Da muß ich entweder im Restaurant essen oder mir einen Hausarzt halten!"

— Auch etwas. „Nun, hatten Sie mit Ihrer Werbung bei der reichen jungen Witwe Erfolg" — „Ja! — einen Lockerkla!"

Petrus' Hahn.

Von J. J. David.

Ein Gewalthaufen war hinter dem großen Heereszug zurückgeblieben, der sich bedächtig gen Welschland schob. Er harrte der Befehle, die ihn in Eilmärschen zu Seiner kaiserlichen Majestät Standarten rufen würden.

Es war damals eine gute Zeit für das fromme Volk der Landsknechte. Tüchtige Männer standen hoch im Preise. Und es war auch in Freundesland Manches gestattet, was man zu friedlicheren und milderen Zeiten kaum vor dem Feinde praktiren durfte.

In lässigen Märschen, sonder alles Eilen, durchzogen sie die gestreckte Ebene.

Da und dort, nach Laune oder Müdigkeit, machte man Rasten. Es war keinerlei Vorsicht von Nöthen, denn von nirgends her drohte eine Gefahr. Man steckte das Lager aus, und wenn die Wachen sich lieber in den belebten Gassen umtrieben, statt sich einsam gleich stelzbeinigen Störchen auf ihren Spieß zu lehnen und zu langweilen, so hatte das nichts auf sich, und kein Hauptmann schalt und kein Profoß bekam darum zu tun. Denn Allen klang das Geld im Säckel.

So rollten die Schelmenbeine unabläßig. Und die Steckenknechte fluchten das Blaue vom Himmel herunter, daß es wahrhaftig kein Wunder war, wenn er grau und grämlich und ewigen Regen drohend auf das Lager nieder sah. Denn ein unendlicher Troß hatte sich dem Zuge angeschlossen, gierig nach Beute. Er schwoll mit jedem Marschtag. Und es war keine kleine Mühe, da Zucht und Ordnung zu halten und all' das Gesindlein mit derben Worten und mit grimmigen Streichen dazu zu verhalten, daß es sich mindestens einigermaßen den Lagerartikeln und den Kriegsbräuchen füge. Tagsüber ging's. Zu Abend aber fluteten Troß und Kriegsknechte in Eines, und ein wüstes Leben hub an, über das sich, zumal in der Charwoche, alle Heiligen entsetzen mochten.

Auch der alte Petrus Rubensack mißbilligte dieses Treiben sehr. Das machte, er war nicht mehr jung genug, um da mitzuhalten. Er trottete eigentlich nur noch aus Gewohnheit und weil er mit sich nichts Rechtes anzufangen wußte, mit in die Affäre. Die Lockungen der Dirnlein, die sich hübsch und zutunlich genug auch an ihn machten, die weil sie in seinem Säckel einen guten Batzen von manchem Sturm und mancher Viktorie her witterten, von dem sie gerne etwas erschnappen gemocht, verfingen nichts mehr bei ihm.

Und so ganz für sich, hatte er sein Hüttchen an's letzte Ende einer Gasse gestellt, an ein Wäldchen, das noch ganz kahl stand. Nur in den Aesten zeigten sich schon Knospen, und etwas Grün, das es gar nicht mehr erwarten konnte nach dem endlosen Frost, zuckte in die Welt. Dort hauste er mit seinem Hahn, dessen Rufen ihn mahnen mußte, es wolle tagen und es sei Zeit, sich zum Aufbruch zu rüsten. Im währenden Marsche aber saß der Gockel ernsthaft auf Petrus' Schulter, und man fand, Gockel und Herr ähnelten an Würde einander. Denn auch Petrus stieg steifbeinig einher, weil ihm in den Beinen die Gicht saß. Und darum hatt' er auch seine Hütte wohnlicher hergerichtet als Einer. Er behing sie mit seinem Tuch, das er einmal irgendwo mit seinem guten Spieß abgemessen, machte sich sein Lager weich und warm zurecht und hielt sein beweglich Haus im Stande, so gut es ging.

An jenem Charsamstag aber war zu Abend das Lager völlig toll. Denn es war endlich Ordre eingetroffen zum schleunigen und gedeckten Vormarsch. Und die Lebenslust in ihnen Allen war desto unbändiger aufgeschäumt, als sie nun nicht mehr wußten, wie lange zu leben ihnen noch vergönnt sein werde, wie lange noch jede Zuchtlosigkeit erlaubt sei. Noch zeitiger als sonst, dies Treiben als sündhaftes Spiel mit Teufel und Verdammniß mißbilligend, war Petrus heim und zu seiner Ruhe.

Er fand sie aber nicht. Zu wüst rumorte es im Lager, und der nahe Wald ächzte und sang vernehmlich im Frühlingswind, der über die Ebene in schnaubenden Stößen atmete. Und noch Eines verstörte ihn: es war, als trabe etwas immer eindringlicher an seiner Thür, die er verschlossen hatte, und winselte wie ein junges Hündchen, das Einlaß fordert. Der Hahn sträubte sein Gefieder und Petrus, ärgerlich, daß er nicht einmal vor einem anstrengenden Marsch seine Ruhe finden solle, nahm einen Brand und tat auf. Und augenblicklich und so schnell, daß er nicht einmal ausnehmen konnte, was es war, geduckt in sich, wischte etwas in seine Hütte.

„Es wird sich wohl ruhig verhalten oder ich tret's todt," dachte Petrus und blies seinen Kienspan, aus. Nur das Feuerlein, das er gegen die Kühle und die Feuchte der Nacht immer unterhielt, glomm

Es schwieg aber nicht. Vielmehr drang aus der Feuerecke ein bewegliches Schluchzen.

Er stand abermals unwirsch auf. Das konnte nämlich kein Hund sein. In sich zusammengekauert saß ein Mägdlein da; noch völlig Kind, mit flächsernen Haaren, die ihm tief in's Gesicht hingen, und mit sehr ernsten blauen und verschlafenen Augen.

„Was willst Du da?" fuhr er es an.

Sie rieb sich die Fußsohlen: „Die Füß' tun mir so weh."

„Ja — aber was willst Du da?"

„Und ich bin so müde," antwortete sie.

„Daß Dich der Donner schänd'! So geh' schlafen."

„Ja — aber wohin denn?"

Das Wort traf ihn mit eigener Gewalt. Alsdann: „Zu den Weibern."

„Mag ich nicht," antwortete sie müde, singend und schläfrig.

„Und warum nicht?"

„Weil sie mich immer schlagen. Und weil's mich friert."

„Und welcher Dirn gehörst denn?"

„Keiner."

„Ja, wie kommst denn her?"

„Weiß ich nicht. Bin halt einmal mitgelaufen mit den Kindern und hinter den Zinkenisten. Und nun bin ich da, und Keine mag mich, und sie schlagen nach mir, wo sie können, und schmeißen mich in den nassen Graben und lassen mich hungern."

„Aber hier kannst nicht bleiben."

Sie sah sich prüfend um, dann mit einem Blick zu ihm auf: „Und warum nicht?"

Wieder so ein Wort. „Es geht nicht. Was soll ich mit Dir?

„Wenn ich aber möcht'? Es gefällt mir da."

Er wurde zornig. „Nun aber sieh, wo Du bleibst und mach fort."

Sie erhob sich ohne Widerrede. Nur ganz jammervoll sah sie ihn an und humpelte mühselig die wenigen Schritte, und es wurde Herrn Rubensack ganz weich und wehmütig dabei. „So bleib," entschied er unwirsch genug. Und auf einmal fühlte er heiße Kinderlippen auf seiner Hand, die er ganz verdutzt besah, denn ihm war derlei nie passirt.

Es war eine Stille in dem Hüttchen. Sie hatte sich ausgestreckt auf den nackten Boden. Aber sie schlief nicht. Denn ihre Augen leuchteten durch das Dunkel zu ihm herüber.

„Willst Du noch was?"

„Wollen möcht' ich schon. Aber ich trau' mich nicht."

„Und was möchtest denn?"

„Gute Nacht möcht' ich Dir sagen, wie zu Haus dem Vater."

„So tu's." Und behend wie ein Kätzchen war sie neben ihm, schmiegte sich ihm an, und der erste Kindertuß, den er in seinem Leben empfangen, brannte auf den Lippen von Petrus Rubensack, Landsknecht in seiner teutschen und hispanischen Majestät Heeren.

Er streichelte ihr das krause Haar und fühlte, wie die Umstrickung der weichen Arme loser und linder wurde, wie ihr Atem gleichmäßiger ging. Sie war an seiner Brust eingeschlafen.

Er ließ das Kind auf sein Lager sinken und tat sich selber daneben nieder. Aber er war wieder an kein Schlafen zu denken. Zu unruhig war der kleine Gast dafür. In beständiger Bewegung waren die Gliederchen; manchmal zwitscherte sie etwas im Schlaf. Und er mußte sich auch immer in Acht nehmen, daß er ihr etwa nicht durch eine unversehene Bewegung weh täte.

Er richtete sich auf und blieb sitzen. Durch ihren Schlummer hindurch mußte sie das empfunden haben; denn sie haschte nach seiner Hand. Er ließ sie ihr; und die zuckenden, warmen Fingerchen in seiner Rechten taten ihm schmeichlerisch wohl und ließen keine bösen und zornigen Gedanken in ihm aufkommen. Wunderlich kam er sich so als Schützer verlaufener Jugend vor. Aber — was verschlug's? Eine Nacht konnte man das wohl mitmachen. Und morgen ging's in aller Frühe weiter. Mochte sie dann sehen, was mit ihr wurde oder wo sie blieb.

Er neigte sich ihr zu, denn sie begann im Schlafe zu reden und zu stöhnen. Es waren keine Worte, die er vernehmen konnte. Offenbar ängstigte sie sich vor etwas; denn ihr Mund verzog sich weinerisch. Nun erst gewahrte er, wie hübsch sie eigentlich sein müßte, wenn man sie nur besser und säuberlich hielt. Eine weiche Anmut lag über dem Gesichtchen. Aber — was gings ihn an? Er war nicht bestellt, der Welt Regiment zu ordnen, und es war nun einmal so — was auf der Straße geheckt war, das blieb einmal wo auf der Straße liegen. Dennoch, da ihr reiner Atem über ihn wehte, wurde ihm eigen um's Herz.

So schlichen die Stunden. Und Petrus Rubensack saß wach und mit einem sonderbaren Ingrimm da und hütete den Schlummer eines Kindes, das, wie er sich wieder vorsagte, ihn nichts, aber schon garnichts in der Welt anging.

Ueberhaupt — die nichts und auch sonst Niemand was. So wenig sich Eins um ihn zu scheren hatte.

Er fühlte seine Glieder steif werden und wollte sich einige Schritte vergönnen. Es ging nicht. Beim leisesten Versuch, der Schlafenden seine Hand zu entziehen, fühlte er sich stärker und ängstlicher von ihr umklammert. „So ganz frei bin ich also nicht mehr", dachte er mit einem leisen Lächeln und ohne jeden Zorn. Denn sie war so hübsch im Schlaf, wie ihr die Wängelein immer röther aufblühten, daß er sie nicht um die Welt gestört hätte.

Mitternacht war vorüber. Es erklangen die Rufe der Ronden. Der Ostertag hatte begonnen ...

Und am heiligen Tage mußte das Kind wieder hinaus in ein feindseliges Leben. Mußte mit nackten Füßlein laufen, die sie noch nicht recht tragen wollten, wie sie mit ihm nicht mehr so ganz mitwollten, immer laufen, bis es endlich irgendwo liegen blieb oder zu einem Leben erwuchs, wie es ein Lagerkind eben führte. Schlimm, traurig und nicht zu ändern...

Nicht zu ändern? Das war noch nicht so ausgemacht. Herr Petrus Rubensack tat etwas, was er in langen Jahren nicht getan. Er dachte über sich nach.

Und ja — du lieber Gott — es stand nicht so viel besser mit ihm, denn mit diesem Dirnlein. Er war allerdings noch immer und aus jeder Affäre heil gekommen. Aber immer mußte dem doch nicht so sein. Und wenn ihn endlich der Morgenstern eines Schweizers oder seine Kugel vor den Kopf traf und man fegte ihm den Beutel, wie er's vordem Anderen getan, so tat das am Ende nichts. Es war aber auch nicht der richtige Erbgang.

Und was hielt ihn denn hier? Die Hoffnung auf Beute? Er hatte genug, um sich wo anzukaufen und als ein seßhafter Mann stillzuhalten, und es war bei ihm so oft gerade ausgegangen, daß es aller Voraussicht nach bald und ganz grimmig schief gehen mußte. Sein Eid? Aber seine Kapitulation war um, und er trottete nur so aus Gewohnheit mit, und weil er eben nichts besseres mit sich zu beginnen gewußt. Er war, beim Eid, wie die Schweizer fluchen, alt genug, um sich was Anderes zu wünschen, als den eintönigen Schlag der Trommeln, zu gliedersteif, um beim Rottenfeuer noch gelenk genug niederknieen zu können, und das Holz für sein Feuerlein, das nun eben erloschen war, mußte nicht immer notwendig von fremden Zäunen gebrochen sein ...

Es begann zu grauen. Sein Hahn breitete die Flügel und krähte sein Morgenlied. Einen einzigen letzten Krah tat er. Herr Rubensack griff nach ihm und drehte ihm mit einem raschen Griff den Kragen um. Mußte das Vieh das Kind wecken, das sich eben in unruhigem Schlummer umgewendet! Alsdann hing er sich ihn an den Gurt und packte ein, was sonst des Mitnehmens wert war. Den langen Spieß nahm er in seine Rechte. Das Kleine hüllte er in seine Tücher, und mit raschen Schritten und von Niemandem gesehen, zog er sich in den Wald, bis dorthin, wo er sicher war, daß ihn Keiner erspähen könne. Dort machte er sich sein gutes Feuer an. An seinen Spieß steckte er den Hahn, dessen er nun nicht mehr als eines Weckers bedurfte, und briet ihn bedacht. Denn ihn hungerte es, und sie mußte sicher auch der Speise bedürfen, wenn sie erst wach ward.

Das Lager erwachte. Erst stieg der Rauch auf, wie sie sich das Frühmahl bereiteten. Alsdann mahnte ein starker Kartaunenschlag zum Aufbruch. Die Rotten traten zusammen, die Reihen richteten sich; die Spieße funkelten in die feuchte Frühe. Die Trommeln riefen. Voran schritt der Fähnrich und trieb mit dem wallenden Fahnentuch ein künstliches Spiel im Morgenwind. Um sich zu ermuntern, huben sie nach dem Blasen der Zinken und dem Trummen das alte Landsknechtslied an:

Wer in den Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein,
Was soll er mit sich führen?
Ein schönes Frevelein,
Ein' langen Spieß, ein' kurzen
Degen;
Ein' Herren wöll'n wir suchen,
Der uns Geld und Bescheid soll
geben.

Wie oft hatte Peter Rubensack das mitgesungen! Unsicher, als bei schwankenden Gliedern, klang es und dann immer fester und volltöniger, je mehr sie Schritt hielten. Und nun, jauchzend und im gewaltigen Chorus, so mißtönig die Kehlen einzelner Sänger sein mochten:

Ich werd' ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid',
So trägt man mich auf langen
Spießen,
Ein Grab ist mir bereit;
Sie schlegt man mir den Pumerlein pum,
Der ist mir neunmal lieber,
Denn aller Pfaffen Gebrumm!

Herr Rubensack sah sie ziehen. Alsbald blickte er bald nach seinem Hahn, der sich zu bräunen begann, oder nach dem Morgen, der neblig und rötlich aufglühte, oder nach seinem Kinde, das ruhig und lächelnd dem Auferstehungstage entgegenschlief.